

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 2

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorsatz

Das dürfte gar nicht wahr sein: Babette hat einen Neujahrsvorsatz gefasst! Im Grunde genommen ist sie für eine Irrung dieser Art zu realistisch. Aber wenn's den Menschen packt, packt's ihn ...

Meine Kollegin Babette will aufhören zu qualmen. Nicht abrupt, sondern allmählich. «Geplant, gezielt», wie die grimmig Entschlossene betont. Dabei könnte ihr jeder in Selbstdisziplin Erfahrene sagen, dass es leichter ist, ganz zu verzichten, als sich einzuschränken. Einige der Ich-Bezwinger haben tatsächlich versucht, Babette zu belehren. Doch

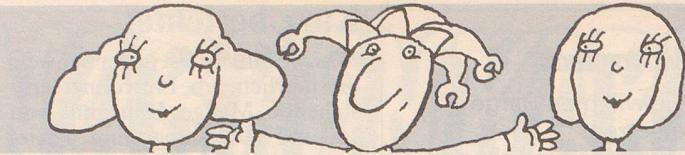
Von Ilse Frank

die hätschelt – wie immer – ihre eigenen Vorstellungen. «Ein Berner Schädel ist nicht von Blastig», flüstern seufzend Babettes Freunde, und ihre Feinde zischen noch Schlimmeres.

Die Heroin kämpft also einen beinahe aussichtslosen Kampf. – Für Gesundheit und Umweltschutz, erklärt sie stolz. Ihr Nahziel ist der halbe Konsum. «Und auf der Strasse kein Wölklein mehr!» verkündet Babette, deren ewig sichtbarer Glimmstengel stadtweit zu reden gab. Eine Dame sündigt bekanntlich nicht in aller Öffentlichkeit.

Aussenstehende müssten sich theoretisch keinen Deut um die Anstrengungen der Nebel Reduzierenden kümmern. Doch wen, im Umkreis von Kilometern, lässt das Gebaren eines zur Kasteierung Neigenden kalt? Ehrlich: Was in Babettes Umgebung fleucht und kreucht, seufzt vor sich hin. Die Gefährtin, die Vertraute, die Kameradin ist unausstehlich. Nervös. Gereizt. Ihren Mund macht sie dauernd auf. Nein, Worte fliessen kaum noch über die Lippen. Jedenfalls keine guten. Böse eher – und Flüche sonder Zahl. Babette, die nicht so oft wie früher an einem Filterende succeln darf, verschafft sich Ersatzgenüsse. Beisst in Äpfel, kaut Schokolade, lutscht Bonbons, raspelt Süßholz, mahlt Nüsse, zermalmt Dörrobst. – Und fürchtet dick zu werden.

Jeden Morgen greift Babette als erstes nach der Brille, setzt sie auf die Nase, erklettert die Waage, beäugt ihr Gewicht. «Schon



zwei Kilo zugenommen, in drei Wochen!» klönt sie. «Wenn das so weitergeht ...» Dabei hat ihr der Arzt verkündet, zehn Kilo mehr am Leib seien wesentlich weniger schlimm als Teerpartikel in der Lunge. Babette weiss natürlich auch das besser: «Der hat gut reden!» ruft sie empört, «der ist ein Mann. Diese Gattung glaubt sowieso, selbst ein Schmerzbauch mindere ihre Attraktivität nicht.» Diese Unmutsbezeugung lässt ahnen, wie angeschlagen die Verstörte bereits ist. Sie hat nämlich immer viel von ihrem Medizinteppich gehalten. Ausserdem mag sie die Vertreter des starken Geschlechts generell. Jetzt aber schlagen ihr die Söhne Adams aufs Gemüt:

- a) weil viele sie beraten wollen,
- b) weil sich manche von ihnen freudvoll einen Stumpen anzünden, eine Zigarette stecken, ein Pfeifchen stopfen, während Babette verzweifelt auf Kaugummi mahlt. Und nachts, hat sie in einer schwachen Stunde stockend erzählt, nachts, wenn ihr im Traum überdimensionale Zigaretten erscheinen, wenn Kavalier-Zündhölzer entflammen, dann, ja dann saugt die völlig Frustrierete am Daumen.

Es muss etwas Grässliches sein, dieses Leben abseits vom gewohnten Genuss. Babette überliest sich täglich. Versteckt den Suchtstoff. Schliesst ihn im Pult ein, gibt den Schlüssel zur Verwahrung weg. Um nicht total abhängig zu werden, um nicht dauernd betteln zu müssen, hat die Schlaue einen Notvorrat – von Schwachprodukten – angelegt. Die Ration für Krisenfälle tastet Babette nur an, wenn die Lage ernst, die Lust nicht mehr zu meistern ist. Doch bei jedem Griff in die Trickkiste beschleicht Babette ein lähmendes Gefühl der Niederlage. Dann sitzt sie hilflos da, schlägt die Hände vors Gesicht und ächzt ob ihrer – Zitat: Charakterschwäche.

Jeder noch nicht ganz Verrohte hat Erbarmen mit der Armsten. Möchte ihr empfehlen, zu tun, was sie nicht lassen kann. Natürlich schreibt sich das leichter, als es gesagt ist, denn niemand will der einsamen Streiterin den Eindruck vermitteln, er glaube nicht an sie. Ergo schweigt, wer es gut mit Babette meint, und lässt sich ergehen schikanieren.

Dass sich mancher Dulder bereits auf 1986 freut, versteht sich am Rande: In Optimisten lebt die Hoffnung, Babette nehme sich Anfang nächsten Jahres vor, sich nie wieder etwas vorzunehmen.

Integrieren – nicht isolieren!

Neulich traf ich eine Bekannte, die kurz zuvor ihren Mann verloren hatte. Sie berichtete vom Besuch einer «Tagung für junge Witwen». Ob sie ihr geholfen habe, fragte ich, oder ob sie danach noch deprimierter gewesen sei. Ja, sagte sie, die Tagung sei kein «Aufsteller» für die Teilnehmer gewesen.

Ein junger, seit Jahren erblindeter Mann sagte mir, er gehe nie an Blindenzusammenkünfte und ähnliches, da werde nur erzählt, wie es zu der Erblindung gekommen sei, und von der Krankheit gesprochen. Er besucht lieber einen Fussballmatch, treffe sich mit Freunden. Er hat viele Freunde – lauter Sehende. Ich bewundere diesen jungen Mann und seine Einstellung.

Wir sollten Behinderte nicht bedauern, damit helfen wir ihnen nicht. Mit Leidensgenossen über den Verlust des Ehepartners jammern, hilft auch nicht.

Die Seniorengettos, wie sie vor allem in Kalifornien und Florida

üblich sind, finde ich nicht ideal. In ihnen isoliert man sich, verliert den Kontakt zu den Jungen, den Kindern. Dass man in eine solche Altersstadt nicht hineinkommt, wenn die Person, die man besuchen möchte, nicht zu Hause ist, habe ich in den USA selbst erfahren. – Das ist natürlich ein Schutz vor Überfällen! Aber diese totale Isolation hat mich doch erschreckt. Den Umgang mit Jungen, mit Kindern brauchen auch ältere Menschen. Kurze Besuche sind kein Ersatz.

Senioren und Behinderte nicht ausschliessen, sondern integrieren, so dass sie ein möglichst normales, erfülltes Leben führen können, das fände ich erstrebenswert. Hedy Gerber-Schwarz



Blick zurück ...

Als ich anno 1920 das zweite Jahr in die Sekundarschule ging, bekam ich eines Tages hohes Fieber und konnte nicht mehr schlucken. Es war spät im November; Reif überdeckte Wiesen und Äcker. Mutter und Grossmutter erprobten alle Hausmittel an mir. In einem Gespräch zwischen den beiden Frauen hörte ich zum erstenmal das Wort «Delirium» aus Grossmutter's Mund. Meine jüngeren Schwestern standen verängstigt in der Kammer.

Den Tierarzt, der wegen der Erkrankung eines Tieres im Stall war, holte die Grossmutter in die Kammer herauf. Mit einem aus der Küche mitgenommenen Suppenlöffel drückte er mir, als ich den Mund öffnete, die Zunge herunter. Da wir keinen Fiebermesser besaßen, legte mir der Viehdoktor seine beiden Hände um den Kopf: «Schätzungsweise 40 Grad! Da muss der Menschendoktor kommen; es könnte Diphtherie sein», diagnostizierte der Veterinär. Er sagte, ab sofort durften meine Geschwister und meine Mutter nicht mehr in die Kammer kommen. Meiner



Grossmutter befahl er: «Ihr, Schwiegere, müsst die Pflege übernehmen!»

Meine Geschwister polterten die Treppe hinunter, als hätte ich die Maul- und Klauenseuche. Durch die Eröffnung des Tierarztes brach bei Mutter und Grossmutter eine Panik aus, denn drei Jahre vorher waren auf einem abgelegenen Hof zwei Geschwister an Diphtherie gestorben. Sofort musste ein Bruder nach Stadel gehen, um den Arzt zu benachrichtigen. Mein Bruder kehrte mit einer Flasche Hustensirup zurück. Der Arzt kam erst am andern Tag zu uns. Er legte die einstündige Wegstrecke zu Fuss zurück. Er trug eine schwarze Pelerine, in der seine hohe Gestalt furchterregend wirkte. Dieser Arzt hatte immer einen Fiebermesser bei sich, denn er kannte die Bauern und wusste, dass sie einen zerbrochenen Fiebermesser nicht sofort ersetzen. Auch der zweite Doktor stellte die Diagnose «Diphtherie». Er verordnete mir Salzwasser- und nachher Schmalzwickel, damit die empfindliche Halshaut nicht brenne. Ich musste verschiedene Hausmittel einnehmen, zum Beispiel heissen Holundersirup und abends Quittengelee, damit ich besser schlafen könne.

Ich lag in einem Vierspännerbett. Meine jüngere Schwester, die sonst mit mir das Bett teilte, musste in einer andern Kammer schlafen. Während der Quarantänezeit lag die Grossmutter neben mir. Ein Bruder, der heute 80 Jahre alt ist, sang oft vor der Kammertür sein Lieblingslied, das damals die Runde machte: «In einem Polenstättchen, da ist ein schönes Mädchen ...»

Der Arzt machte in der folgenden Woche eine zweite Visite. Er setzte sich in seiner schwarzen Pelerine aufs Bett, untersuchte meinen Hals und klopfte die Lunge ab. Währnddessen jammerte meine Grossmutter über meine schreckliche Magerkeit. Die Antwort des Arztes tönt mir heute noch in den Ohren: «Die ist zäh, auch wenn sie wie eine Rinde aussieht!»

Ich wurde fieberfrei und hielt es im Bett nicht mehr aus. Als ich nach sechs Wochen wieder in die Sekundarschule gehen durfte, musste ich wegen angeblicher Ansteckungsgefahr eine Woche allein in der Schulbank sitzen.

Der schwarzen Pelerine des Doktors begegnete ich später wieder. Der Fuhrmann, der morgens die Milchkannen zur Station

Steinmaur transportierte, erhielt dieses Kleidungsstück. An Werktagen musste ich mich auch zur Station Steinmaur begeben, um dort in den Zug zu steigen. Häufig durfte ich auf dem Bock des Wagens neben dem Fuhrmann mitfahren. Als es eines morgens sehr kalt war, deckte mich der Fuhrmann ein wenig mit seiner Pelerine zu. Doch ich hielt es nicht lange aus darunter; denn sie «dokterlete» stark.

Wenn ich an die Diphtherie-Geschichte denke, erbarmt mich meine Grossmutter heute noch. Tagelang sass sie an meinem Bett in der kalten Kammer und flickte alte Männerhosen oder las mir aus der Bibel Psalmen vor.

Rosel Luginbühl

ferung stellt sich heraus, dass zwar die Anzahl der Etiketten stimmt, dass sie aber alle ohne Namen gedruckt wurden, ihren Zweck also nicht ganz erfüllen. Was haben die Bearbeiter gelesen? Es lagen doch Muster bei! Entschuldigte sich die Firma? Druckte sie die falschen Etiketten neu? Mitnichten: «So etwas kann vorkommen!» Das gehört wohl ins Bild ...

Dass dem unachtsamen Leser der unaufmerksame Hörer zur Seite steht, weiss man aus Erfahrung. Durchsagen werden einfach vergessen, gegebene Versprechen ebenso, mündliche Abmachungen bleiben ohne Antwort. Ist dieses Desinteresse eine Zeiterscheinung? – Dann gute Nacht!

Wieder einmal wundert man sich über den erwartungsvollen Zustrom, den Gurus und Artverwandte in unseren Gefilden verzeichnen. Dabei weiss jeder Guru, der seine Tradition kennt, dass im reinen Yoga, egal welcher Provenienz, ohne Aufmerksamkeit nichts läuft. – Nichts!

Ellen Darc

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben

AMNESTY
international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 30-3417

Wasser

Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie es wäre, wenn es kein Wasser mehr gäbe? Unvorstellbar, nicht? Ich habe mir bisher nie grosse Gedanken darüber gemacht, obwohl ich öfter dusche als bade und beim Zähneputzen schon lange nicht mehr das Wasser laufen lasse.

Seit einiger Zeit mache ich mir Gedanken, und das kam so: Eines Morgens gab es kein Wasser in dem renommierten Hotel, in dem ich gerade wohnte. Das hieß aufstehen, ohne sich gewaschen zu haben. (Versuchen Sie's; Sie merken dann rasch, wie abhängig Sie sind!) Der Empfangschef erklärte, man arbeite fieberhaft an der Behebung der Panne, es könnte aber noch eine Weile dauern. Immerhin, Frühstück gab's, und, o Wunder, auf dem Tablett stand nicht nur ein Kaffeekännchen, sondern auch ein Glas Wasser.

Nie zuvor bin ich mit diesem kostbaren Gut so vorsichtig umgegangen: Es reichte knapp zum Waschen des Gesichts und der Hände und zum Zähneputzen. Dankbar genoss ich diese unverhofften Wonnen.

Vier Stunden später lief wieder Wasser aus den Hähnen. Ich hatte inzwischen genügend Zeit zum Nachdenken gehabt. Seither ist klares Wasser für mich etwas Besonderes, und ich gehe so sorgsam damit um, als könnte es eines Tages wieder ausbleiben ...

Ruth Binde

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Gegenargument zum «Gegenargument»

(Echo, Nebelspalter Nr. 46)

Liebe Frau Annegret

Die falsche, nicht die richtige – nach Ihren Worten.

Ihr ungemein aufklärender, ja grossartiger Frauen-Bericht, Sie würden ihn «Weiber»-Bericht nennen, wäre ein eindrucksvolles, ergänzendes Anhängsel zum offiziellen Frauen-Bericht, vorliegend im Bundeshaus. Also: «Weiber, nichts als Weiber» – und ausschliesslich ungeniessbare, bis auf eine Person!

Mir will scheinen, die Männer sind auch nicht gerade die himmlischen Geschöpfe, als die sie sich fühlen und von uns beweihräuchern lassen, aber besser ist's für

unsereins, auszukommen mit ihnen, es sei denn, man lasse es an der «angebrachten» Reverenz fehlen, dann kann man sich als Kleinstholz wieder einsammeln.

Uns «Weibern» sind rundherum einfach zu viele Grenzen gesetzt, und wir selbst bewerten uns über den Mann. Sollte in Ihrem Fall, liebe Frau Annegret, das Problem aber einfacher liegen und ein besonders attraktiver «Hahn» ins «Hennenrefugium» eingebrochen sein – verzeihen Sie den Vergleich, er ist nur so schön bildhaft –, dann Gnade Gott dem armen Hahn! Für ein Riesenpektakel ist gesorgt.

Dennoch haben Sie recht, Frau Annegret, wir Frauen sind wenig tolerant miteinander.

Herzlichst Ihre Elisabeth